

FRIEDRICH MARKEWITZ

„Es gibt wirklich ein Grauen, das sich der formenden Hand des Dichters widersetzt“.

Reflexionen der textuellen Nicht-Erfassbarkeit und der Nicht-Texte der Shoa anhand von Hinweisen aus Texten des Gettos Litzmannstadt

Abstract

Die existentiellen Herausforderungen der verschiedenen Arbeitslager, KZs und Gettos während des 'Dritten Reichs' waren zugleich kommunikative Herausforderungen. In nahezu allen Textkommunikaten von Shoa-Opfern wie -Überlebenden finden sich dahingehend vielgestaltige Hinweise eines drohenden Verstummens. Dabei stehen die entstandenen Texte in einem oft explizit gemachten Dialog mit Nicht-Geschriebenem: Anhand von a) Reflexionen, welche Möglichkeiten gegeben sein müssen, um das Grauen der Vernichtung erfassen zu können, b) intertextuellen Bezügen auf fehlende Textsorten, die sich für die Erfassung hätten eignen können und c) Hinweisen auf kommunikativ nicht überschreitbare Grenzen. In diesem Beitrag sollen verschiedene Textgattungen des Gettos Litzmannstadt auf die benannten Phänomene hin analysiert werden, um so einen Beitrag zu Fragen der Textkommunikation anhand von sowie vermittels Nicht-Texten während der Shoa leisten zu können.

The existential challenges of the various labor camps, concentration camps and ghettos during the 'Third Reich' were also communicative challenges. In almost all texts written by Shoa victims and survivors, there are manifold references to the threat of silencing. The resulting texts are often in an explicit dialogue with non-written texts: by means of a) reflections on the possibilities that must be given in order to be able to grasp the horror of annihilation, b) intertextual references to missing text types that could have been suitable for grasping the experiences, and c) indications of communicative limits. In this article, different text genres of the Litzmannstadt ghetto will be analyzed with regard to the aforementioned phenomena in order to contribute to questions of text communication by means of non-texts during the Shoa.

Keywords: Textkommunikation, Texttypologie, Shoa, ‚Drittes Reich‘, Getto-Chronik, Tagebuch, Getto Litzmannstadt

text communication, text typology, shoa, ‚third reich‘, ghetto chronicle, diary, Litzmannstadt ghetto

Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 103 (2024), 155-177

Published online 18-06-2024; DOI <https://doi.org/10.17192/obst.2024.103.8718>

1 Ausgangspunkt

In ihrem Buch „Textkommunikation“ greifen die Autor:innen Heiko Hausendorf, Wolfgang Kesselheim, Hiloko Kato und Martina Breitholz explizit auf ein systemtheoretisch fundiertes Kommunikationskonzept zurück. Sie begründen diese Entscheidung u. a. mit der Produktivität der daraus erwachsenden Konzeptualisierung von Kommunikation „als einer eigenständig *sozialen* Wirklichkeit“ (Hausendorf et al. 2017, 371, Hervorhebung im Original). Für den hier verhandelten Zusammenhang der Nicht-Texte ergibt sich aus einem systemtheoretischen Kommunikationsverständnis aber noch ein anderer bedenkenswerter Aspekt, bezogen auf die Konsequenzen der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation: Sowohl mündliche als auch schriftliche Kommunikation erscheint aus einer systemtheoretischen Perspektive nämlich als mehrfach unwahrscheinlich: Niklas Luhmann differenziert dahingehend drei Herausforderungen: „Als erstes ist es unwahrscheinlich, daß einer überhaupt *versteht*, was der andere meint [...]. Die zweite Unwahrscheinlichkeit bezieht sich auf das *Erreichen* von Empfängern [...]. Die dritte Unwahrscheinlichkeit ist die Unwahrscheinlichkeit des *Erfolgs*“ (Luhmann 2001, 78-79, Hervorhebungen im Original). Diese Unwahrscheinlichkeiten müssen systemisch um jeden Preis aufgelöst werden, geht doch die Systemtheorie von einem zirkulären Kommunikationsverständnis aus (vgl. Luhmann 1984, 203), das besagt, dass Systeme beständig (in sich sowie untereinander) kommunizieren müssen, um bestehen zu können. Kommunikation muss also beständig so gestaltet sein, dass es zu Anschlusskommunikation und zur Wiederholung kommunikativer Selektionsprozesse kommt.¹ Vereinfacht gesagt ist vor allem zentral, „*dass* es weitergeht“ (Berghaus 2011, 99, Hervorhebung im Original).

Schriftliche als raumzeitliche zerdehnte „Fernkommunikation“ (Hausendorf et al. 2017, 30) ist in diesem Kontext als noch unsicherer als face-to-face-Kommunikation einzustufen, da fehlende Anwesenheit Anschlusskommunikation noch unwahrscheinlicher werden lässt (vgl. dazu auch Hausendorf et al. 2017, 36). Was bedeuten nun aber Nicht-Texte für diesen Aspekt der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation?

Zunächst soll das hier vertretene Verständnis von Nicht-Texten skizziert werden: Auf einen ersten Blick erscheinen Nicht-Texte als Phänomene der zumindest suggerierten Abwesenheit eines Textes, einer Textsorte oder Textgattung. Sie sind nihil-privativum-Phänomene (d. h. Phänomene der spezifischen Abwesenheit von Etwas). Das Nichtvorhandensein macht den Nicht-Text aus, muss aber, ob bewusst oder unbewusst, markiert oder unmarkiert, bemerkbar sein, damit Nicht-Texte als Phänomene erfasst und beschrieben werden können. Dies führt zum konstitutiven Paradox des Nicht-Textes, das in die Frage mündet, wie Abwesendes überhaupt konzeptualisiert (und dann beschrieben) werden kann. Denn auch Abwesenheit ist als noch nicht, nicht oder nicht mehr realisierte

¹ Vgl. dazu: „Die von Luhmann sogenannte vierte Art von Selektion ist eigentlich die erste Selektion der anschließenden, nächsten, wieder dreistelligen Kommunikationseinheit“ (Berghaus 2011, 101, Hervorhebungen im Original).

Anwesenheit zu denken. Anders als als Entität ist *nicht* ontologisch nicht zu fassen. So wird dem Nicht-Gegenstand Anwesenheit bzw. ontologisch fassbare Nicht-Anwesenheit zugesprochen.

Als so bemerkbare Phänomene der Nicht-Anwesenheit stellen Nicht-Texte zunächst eine Verschärfung des textuellen Kommunikationsdilemmas dar. Anhand zweier Beispiele sollen die daraus erwachsenden Implikationen kurz reflektiert werden: Zunächst anhand der leeren Zettel auf Demonstrationen der chinesischen Bevölkerung gegen die Null-Covid-Politik 2022 (s. auch Weber und Schröder in diesem Heft). Diesbezüglich ist der Hinweis wichtig, dass es sich bei diesen um zumindest teilweise als anwesende Texte interpretierbare Entitäten handelt und so physische Anwesenheit/Abwesenheit nur ein Kriterium der Charakterisierung von Nicht-Texten sein kann. Da es im weiteren Verlauf (siehe die Abschnitte 2 und 3 des Beitrages) insbesondere um physisch abwesende Nicht-Texte geht, sei weiterhin am Kriterium festgehalten, das im Rahmen der hier zu besprechenden Beispiele aber bis zu einem gewissen Grad vernachlässigt werden kann.

Einerseits lassen sich diese Zettel ohne Probleme als Textkommunikate verstehen, bedenkt man insbesondere die u. a. von Ulla Fix in die Textualitätskriteriumsdiskussion eingebrachten Kategorien der Medialität, Materialität und Lokalität (vgl. Fix 2013, 122; Fix in diesem Heft): Es sind papierartige (= Medialität), potentielle Leseflächen (= Materialität), die zu einem situationsspezifischen Zweck hervorgebracht werden (= Lokalität); zentral erscheint gerade ihre situativ-physisch manifestierte Anwesenheit, die solche Zuordnungen zulässt. Auf der anderen Seite macht die leere Fläche der Zettel Anschlusskommunikation (die auch für Proteste notwendig ist; vgl. dazu Markewitz 2022, 124-125) aber unwahrscheinlicher, reduzieren diese doch nicht kommunikative Komplexität, sondern erhöhen sie durch ihre Verweigerung auf Festlegungen, die Anschlusskommunikation erleichtern (wenn nicht sogar ermöglichen). Dahingehend bleibt es prinzipiell offen, ob die Protestierenden über ihre Protestmedien verstanden werden, damit Erfolg haben und Rezipierende sinnhaft erreichen. Nun zeigt sich aber schon anhand des massenmedialen Aufgreifens, dass Kommunikation weitergeht, somit auch diese Form der Nicht-Texte von Rezipierenden verstanden wurden, diese eben doch erreicht haben und Erfolg hatten. Dies indiziert die Produktivität entsprechender textsemantischer Leerstellen; dies nicht nur in Gebrauchs- sondern auch literarischen Texten. Als kanonisiertes Beispiel für letzteres kann die berühmte schwarze Seite in Laurence Sternes „Tristram Shandy“ (1767)² (siehe Abb. 1) gelten:

2 Ausgabe von 1791. Abgerufen von: <https://www.laurencesternetrust.org.uk/collection-highlights/the-novelists-magazine-1791/>; letzter Aufruf 09.04.2024.

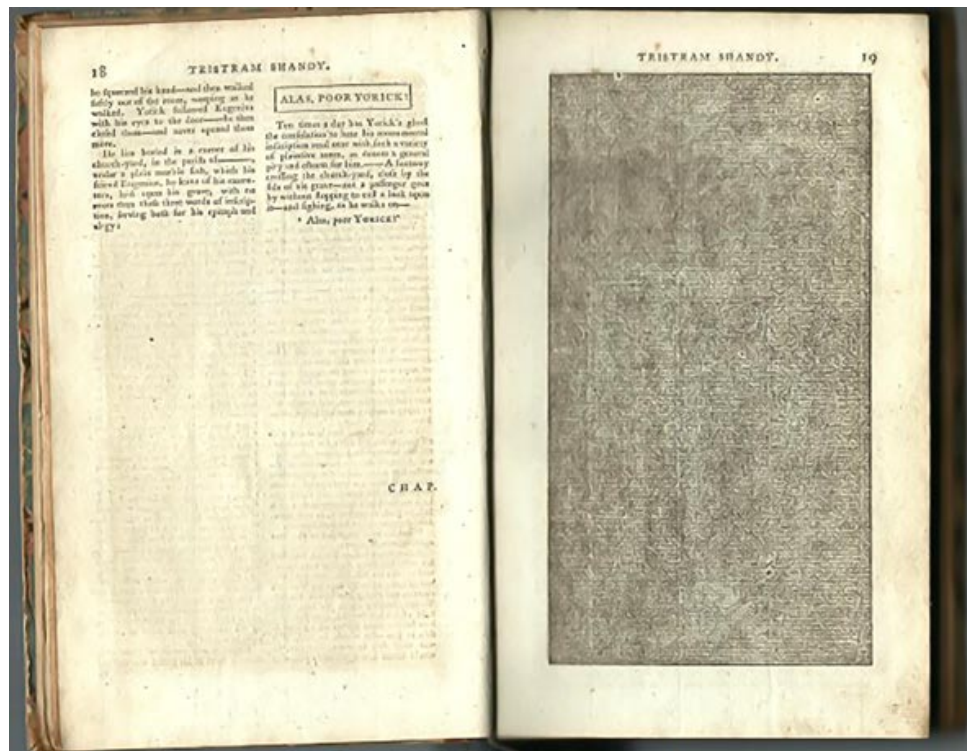


Abb. 1: Auszug aus Laurence Sternes „Tristram Shandy“

Im Kontext der Narrative endet das vorangegangene Kapitel mit dem trauernden Ausruf „Alas, poor Yorick“. Die Trauer über den Tod des Pastors kann durch das schreibende Ich nicht kommunikativ gefasst werden, so dass das nächste Kapitel lediglich eine schwarze Seite – als Nicht-Text bzw. Nicht-Textteil – umfasst. Erneut erweist sich die physische Anwesenheit des Nicht-Textes als zentral für dessen Rezeption.

Trotz des für die damalige Zeit überraschenden Bruchs mit kommunikativen Erwartungen hat dies die Rezeption des Romans bzw. dieser Stelle nicht beeinträchtigt und es kommt zu der von Pappert und Roth beschriebenen tentativen Füllung einer textsemantischen Leerstelle (vgl. Pappert/Roth 2022, 41). Interessant erscheint zudem, dass Text und Nicht-Text in einem Beziehungsverhältnis zueinander stehen, sich gegenseitig semantisch aufladen und ergänzen: Der trauernde Ausruf des vorangegangenen Kapitels präfiguriert Lesarten des nachfolgenden Nicht-Kapitels, ebenso wie dieses durch seine typographische Ausgestaltung als schwarze Seite, wenn schon nicht die Art, dann doch die Intensität der Trauer erkennbar und so lesbar sowie letztlich wieder kommunizierbar werden lässt.

Dies macht deutlich, dass Relevanz und Funktionalität von Nicht-Texten einer Text(sor-ten)welt auch im Verhältnis zu vorhandenen Texten bestimmt und ausgelotet werden kann, weshalb diese Zusammenhänge in diesem Beitrag anhand von Fragen nach der textuellen Nicht-Erfassbarkeit bzw. der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoah anhand

von Hinweisen aus der Text(sorten)welt des Gettos Litzmannstadt reflektiert werden sollen. Dies soll aus einer sowohl theoretisch-diachronen als auch analytisch-synchronen Perspektive geschehen; d. h., dass es einerseits um eher theoretisch-texttypologische Reflexionen der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa und andererseits um exemplarische Analysen des Erfassens und Auslotens des Verhältnisses der physisch nicht vorhandenen Nicht-Texte und des Nicht-Vertexten-Könnens im Getto Litzmannstadt geht.

Berechtigerweise wird der wissenschaftliche und damit auch linguistische Umgang mit Shoa-Texten immer wieder selbst zum Gegenstand wissenschaftsethischer Reflexionen; so auch von Jörg Riecke (Riecke 2006, 83), der auf die Frage verweist, „ob die meist in extremen Lebenssituationen verfassten Dokumente überhaupt ein Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung sein können“.³ Er begründet sein Fragen mit der Gefahr, „dass die Opfer der Verfolgung heute durch eine nüchtern-sachliche Untersuchung ihrer Sprache ein weiteres Mal entwürdigt werden könnten“ (Riecke 2006, 84). Offensichtlich entscheidet er sich für eine Erforschung dieser Texte unter den Bedingungen einer möglichst behutsamen Analyse (vgl. Riecke 2006, 84). Tatsächlich ist es auf der einen Seite wissenschaftsethisch absolut geboten, den Texten mit gebührender Empathie sowie analytischer Behutsamkeit zu begegnen. Auf der anderen Seite würde aber ein forschers:innenseitiges Zurückweichen diese Texte unbeabsichtigter- aber fatalerweise zu einer ganz eigenen Kategorie von Nicht-Texten werden lassen; etwas, das von den in der Shoa Ermordeten, aber auch den Überlebenden explizit nicht intendiert war, denen es in ihren Dokumenten gerade darum ging, ihre Erfahrungen an die Nachwelt weiterzugeben.

Die Gettoisierungen während des ‚Dritten Reiches‘ waren kontext- sowie traditionslose Extremerfahrungen, denen die gettoisierten Menschen hilflos ausgesetzt waren. Sie sind als umfassende Brüche mit bisherigen Lebenserfahrungen und Orientierungen zu verstehen, wobei sich letzterer Punkt als belastende Konstante der meisten Gettoerfahrungen benennen lässt, stand doch die „Lebensrealität im Getto [...] jeglichem Bedürfnis nach Orientierungsgewissheit entgegen“ (Bethke 2015, 37). Das dennoch vorhandene Orientierungsbedürfnis führte in den Gettos zur paradox anmutenden Situation: die Gettoisierten strebten „nach ‚Normalität‘ unter den Bedingungen der systematischen Verfolgung und später der Vernichtung“ (Dieckmann/Quinkert 2009, 10). Dies betrifft auch die in den Gettos entstehenden Text(sorten)welten und somit auch die des Gettos Litzmannstadt.

Trotz aller Extremerfahrungen versuchten die Gettobewohner eine Form von kulturellem Leben⁴ aufrechtzuerhalten und rezipierten sowie produzierten weiterhin so-

3 Vgl. auch „Ich bin mir in diesem Zusammenhang bewusst, dass eine sprachwissenschaftliche, methoden- und theoriereflexive Beschäftigung mit Textzeugnissen von Opfern der jüdischen Shoah immer einer gewissen Rechtfertigung bedarf [...]. Dabei darf die menschenverachtende Entindividualisierung durch die Nationalsozialisten, die Teil eines Plans zur systematischen Verfolgung und Ermordung war, weder ausgeblendet, noch – als Nebeneffekt einer vorrangigen Betrachtung durch die strukturelle Brille – ungewollt verstärkt werden“ (Rothenhöfer 2015, 263).

4 Vgl. dazu exemplarisch aus der Getto-Chronik: „So schwer das Leben auf den Gettomenschen auch lastet, wollen sie doch nicht ganz und gar auf jedes kulturelle Leben verzichten. Die Auffassung der Institution

wohl Gebrauchs- als auch literarische Texte. Rezeptionsseitig kann sowohl auf Getto-Bibliotheken (vgl. Trunk 2006 [1962], 339) – wobei vor allem eskapistische Literatur wie Detektiv- und Abenteuerromane gelesen wurde (vgl. Trunk 2006 [1962], 340) –, auf sich ausbildende literarische Kreise (vgl. Radziszewska 2011, 77) sowie kulturelle Veranstaltungen, wie das Theater, verwiesen werden (vgl. Radziszewska 2011, 77).⁵ Produktionsseitig ist die Gattungsvielfalt geschriebener Texte hervorzuheben, entstanden doch sowohl Gedichte und Erzählungen, als auch Tagebücher und Reportagen (vgl. Trunk 2006 [1962], 338).

Auf letztere möchte ich mich als Basis für mein Korpus beschränken, wobei ich mich vor allem auf die von einem Autorenkollektiv verfasste Getto-Chronik, die essayistischen Reportagen Oskar Singers und das Tagebuch Oskar Rosenfelds stütze. Die Getto-Chronik wird von Jörg Riecke als Versuch konzeptualisiert, dem Alltagsgrauen des Gettos eine alternative Interpretation von Wirklichkeit entgegenzustellen (vgl. Riecke 2006, 90). Das sie produzierende Autorenkollektiv handelte dabei aus einem journalistischen Impetus heraus (vgl. Markewitz 2020, 385), mit dem Ziel, eine Kulturgeschichte des Gettos zu schreiben (vgl. Riecke 2006, 90). Zwar ist auch die Chronik „letztlich Teil der vorgetäuschten Normalität eines alltäglichen Lebens“ (Riecke 2007, 198) unter unmenschlichen Bedingungen. Durch das Festhalten an textuellen Strukturen, das tägliche Erfassen des Getto-Lebens in den Tageseintragungen, das Schreiben „in festen Rubriken und Textmustern“ (Riecke 2007, 198), wird später Rezipierenden aber auch ein unmittelbares Bild des Gettos versuchsweise vermittelt. Rosenfelds Tagebuch diente ihm im Gegensatz zur Chronik zum Gespräch mit sich selbst sowie zur Erinnerung von Erlebtem und Gedachtem. Die zunehmend fragmentarischer und ungrammatisch werdenden Aufzeichnungen (vgl. Riecke 2010) erscheinen als Versuch, „das erlebte Grauen in sprachlicher Form möglichst unmittelbar wiederzugeben. Die so entstandenen Sprachtrümmer sind keine interpersonalen kommunikativen Handlungen, sondern introvertierte, nicht partnerbezogene Monologe“ (Riecke 2006, 87). Die essayistischen Reportagen Singers nehmen

des Kulturhauses hat im Getto die letzten Reste eines Kultur- und Gesellschaftslebens geraubt. Aber die Zähigkeit und Vitalität des durch die zahllosen Schläge gehärteten Gettobewohners sucht immer neue Wege, um den Hunger nach etwas Kulturgut zu stillen. Insbesondere ist das Bedürfnis nach Musik sehr intensiv: So haben sich allmählich, freilich nur für eine gewisse Oberschicht, kleine Zentren gebildet, in denen Musik gepflegt wird. Da sind es Berufsmusiker, dort wieder Amateure, die für einen engen Kreis von Geladenen musizieren. Es wird Kammermusik betrieben und gesungen. Dann wieder bilden sich kleine fast familiäre Kreise, in denen in bescheidenem Maße etwas geistige Nahrung verabreicht wird. Dichter und Schriftsteller lesen aus eigener Werkstatt. Rezitatoren interpretieren Altes und Neues der internationalen Literatur, so rettet das Getto etwas von seinem früheren geistigen Leben“ (25.11.1943, 580).

⁵ Die Gettobewohner waren sich dem Paradox von Kultur unter den Bedingungen der Entrechtung und Vernichtung durchaus bewusst und reflektierten diese (in Bezug auf spätere Generationen) erneut z. B. in der Getto-Chronik: „So will auch der Chronist dieser Vorgänge mit Nachsicht verzeichnen und dem künftigen Leser sagen, dass das Leid im Getto deswegen nicht geringer war, weil es auch einige freie Stunden gegeben hat“ (09.06.1943, 249).

eine Zwischenstellung zwischen Chronik und Tagebuch ein. Privat verfasst, aber für ein imaginiertes Publikum geschrieben (vgl. Riecke 2006, 87) sind seine Essays dafür gedacht, einen umfassenden Einblick in das Gettoleben zu geben (vgl. Riecke 2006, 88). Weiterhin werden nichtdeutschsprachige, aber in deutscher Übersetzung vorliegende Tagebücher von Les Vrais (das Tagebuch eines unbekanntes jugendlichen Gettobewohners), Rywka Lipszyc, Jakub Poznanski und Josef Zelkowitz zur Kontextualisierung und Ergänzung miteinbezogen. Ihre Verwendung wird an den entsprechenden Stellen kenntlich gemacht.

In einem ersten theoretisch-texttypologischen Schritt sollen nun Kategorien und Konsequenzen der abwesenden Nicht-Texte der Shoa reflektiert werden, um in einem zweiten analytischen Schritt die fehlenden Nicht-Texte des Gettos Litzmannstadt selbst genauer in den Blick zu nehmen.

2 Theoretisch-texttypologische Reflexionen der Nicht-Texte der Shoa

2.1 Nicht-Texte der Shoa: Nicht-Produzierte-Texte

Versucht man sich an einer Typologie der physisch nicht manifestierten Nicht-Texte der Shoa, muss eine erste Kategorie bei dem grundlegenden Problem der Nicht-Produzierten-Texte beginnen. Sie stellen einen existentiellen Extremfall der Unwahrscheinlichkeit von Textkommunikation dar und bewegen sich im Spannungsfeld von Nicht-Schreiben-Können und Nicht-Schreiben-Wollen – sowohl synchron während der Gettoisierung und Internierung als auch diachron nach dem Ende des ‚Dritten Reiches‘. Da auf den ‚synchronen‘ Aspekt weiter unten genauer eingegangen wird, konzentrieren sich diese Reflexionen auf das diachrone Nicht-Schreiben-Können und –Wollen von Überlebenden.

Die aus den Erfahrungen der Entrechtung, Entmenschlichung und Vernichtung erwachsende Sprachlosigkeit ist eine schwer zu überwindende Konstante der Kommunikation nahezu aller Überlebenden. „[E]inzelne Ereignisse, manchmal sogar ganze Lebensphasen [versinken] ,im Bereich der Sprachlosigkeit“ (Leonhard 2011, 64). Zudem waren und sind Versuche der Versprachlichung mit Gefahren der Retraumatisierung verbunden.⁶ Ein weiteres ‚Hindernis‘ stellen psychische Schutzmechanismen dar, die mögliche Erinnerungen unterdrücken: „Es ist nicht ungewöhnlich, dass Überlebende sich an Teile ihrer Verfolgungsgeschichte nicht erinnern können. Während einige Psychologen argumentieren, dass es sich dabei um einen Akt der Verdrängung handelt, gehen andere davon aus, dass eine sogenannte dissoziative Amnesie vorliegt“ (Leonhard 2011, 64). Und wenn es zu versprachlichende Erinnerung gibt, erscheint die Sprache dem erlebten, gefühlten

⁶ Vgl. „Auch, wenn viele Holocaust-Überlebende sich immer wieder der Pflicht des Redens über die Verfolgung unterzogen, empfanden sie es als außerordentlich problematisch und z. T. extrem belastend, Zeugnis abzulegen. Trotz des moralischen Drucks, den jüdische Repräsentanten und Schriftsteller, wie Elie Wiesel, ausübten, haben viele Überlebende aus den unterschiedlichsten Gründen lieber geschwiegen“ (Boll 2003, 33).

und nun wiederaufgerufenen Grauen inadäquat.⁷ Nach Jean Améry hängt dies auch mit der Nichtkommunizierbarkeit von Schmerz zusammen: „Es wäre ohne alle Vernunft, hier die mir zugefügten Schmerzen beschreiben zu wollen [...]. Der Schmerz war, der er war. Darüber hinaus ist nichts zu sagen. Gefühlsqualitäten sind so unvergleichbar wie unbeschreibbar. Sie markieren die Grenze sprachlichen Mitteilungsvermögens“ (Améry 1977 [1966], 69-70). Dahingehend kann zwar über den Schmerz der Folter⁸ gesprochen, er aber nicht mitgeteilt werden. „Was Améry seinen Lesern zu verstehen geben kann, ist lediglich, dass Schmerz war, nicht jedoch, wie er war“ (Pröbstl 2015, 137, Hervorhebungen im Original). Dergestalt lässt sich eine erste Kategorie der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa konzeptualisieren, deren Texte nie geschrieben wurden, weil die Überlebenden die (re)traumatisierenden Erfahrungen nicht aufrufen, nicht noch einmal durchdenken sowie –fühlen und/oder nicht versprachlichen konnten.

2.2 Nicht-Texte der Shoa: Nicht-Überlieferte-Texte

Eine weitere Kategorie betrifft diejenigen Texte, erneut von sowohl während der Shoa Ermordeten als auch von Überlebenden, die zwar geschrieben, aber, und dies aus den verschiedensten Gründen, nicht überliefert und so tradiert wurden. Man muss sich bewusst machen, dass eine große Anzahl an Texten unwiederbringlich verloren ging.⁹ Wie prekär und durch Zufälle bestimmt Möglichkeiten und Grenzen der Überlieferung waren, soll anhand der Getto-Chronik zumindest angedeutet werden:

Als das Getto im Sommer 1944 aufgelöst wurde und die Getto-Bewohner nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden, blieb eine kleine Gruppe, bestehend aus „800 bis 850 Juden [...] zurück, um das Gettogegebiet zu räumen und die dort noch befindlichen Gegenstände zur Verschickung nach Deutschland vorzubereiten“ (Löw 2007, 165). Den Deportierten blieb keine Möglichkeit, ihre Textkommunikate mit sich zu nehmen; auch ist die Frage zu stellen, ob die Texte im KZ hätten versteckt und überliefert werden kön-

7 Wenn sich Überlebende über ihre Erfahrungen äußern konnten, dann oft nur unter spezifischen Bedingungen und mittels ebenso spezifischer Kommunikationsmöglichkeiten. So verweist z. B. Friedhelm Boll (2003, 207) in seiner Studie zu „Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen“ darauf, dass erzählbare Geschichten „offenbar diejenigen [sind], die mit einem Rest an Handlungsmöglichkeiten verbunden waren, während die ‚nicht erzählbaren‘ auf Erfahrungen bezogen sind, die nur erlitten, passiv und aussichtslos ertragen werden mussten“.

8 Améry setzt Folter und Shoa bzw. den NS explizit in Beziehung zueinander – „meiner festen Überzeugung nach [war] die Folter die Essenz des Nationalsozialismus“ (1977 [1966], 65) –; ein Beziehungsverhältnis, das auch für die weiteren Ausführungen von Relevanz sein wird (siehe weiter unten).

9 Vgl. bezogen auf die generelle Frage der Quellenlage der Shoa: „Wie alle Artefakte waren die Dokumentensammlungen einem Schwund ausgesetzt, so dass am Ende nur ein begrenzter Teil übrig geblieben war. Nicht wenige deutsche Akten gingen in Flammen auf, wenn die Gebäude, in denen sie gelagert waren, bei Luftangriffen von Bomben getroffen wurden. Desgleichen gingen jüdische Ghettokorrespondenz sowie private Tagebücher in Warschau während der beiden Aufstände 1943 und 1944 verloren“ (Hilberg 2009, 21).

nen. Einer der wenigen zu Aufräumarbeiten zurückbehaltenen Juden war der ehemalige Briefträger Nachman Zonabend. Aktiv setzte er sich den Befehlen der nationalsozialistischen Besatzer entgegen, indem er nicht die „Spuren des Nazi-Terrors auf dem Gebiet des ehemaligen Gettos zu verwischen [suchte]“, sondern „Spurensuche“ betrieb (Feuchert 2007, 167). Dabei gelang es ihm, „fast das gesamte, in Koffern verpackte Archiv des Judenältesten zu retten [...]. Zonabend vermochte es [...], die Koffer und Bündel in einen stillgelegten Brunnen zu schaffen und mit Bettzeug zu bedecken. Den größten Koffer [...] begrub er unter Decken im Hof des Gebäudes“ (Feuchert 2007, 167). Damit war eine erste Hürde der Überlieferung überwunden: die Sicherung vor dem quellenbezogenen Vernichtungswillen der nationalsozialistischen Besatzer. Doch war Nachman Zonabend nun der Einzige, der vom Verbleib dieser Dokumente wusste.

Im Januar 1945 zwangen die deutschen Besatzer die verbliebenen Juden, Massengräber auf dem jüdischen Friedhof auszuheben – diese ahnten,

welches Schicksal ihnen kurz vor der Befreiung durch die Rote Armee zgedacht war. Als ihnen der im Aufräumkommando zuständige OD-Kommandant Leib Bruder am 17. Januar 1945 den deutschen Befehl weiterleitete, am nächsten Morgen zu einem allgemeinen Appell anzutreten, flohen die Menschen im Schutze der Dunkelheit und versteckten sich im verlassenen Getto (Löw 2007, 165).

Auch Zonabend konnte sich vor dem rassenwahnhaften Vernichtungswillen der Besatzer in Sicherheit bringen, so dass sein Wissen um das Versteck der Gettokommunikate nicht verloren ging. Schließlich, und dies ist die dritte Überlieferungshürde, gelang es ihm, nach der Befreiung durch die Rote Armee die Kommunikate endgültig zu bergen, so dass einer weiteren Überlieferung nichts im Wege stand (siehe aber 2.3 zu weiteren Hürden der Publikation).

Weitere Faktoren, darunter die Tatsache, dass weder das Getto Litzmannstadt, noch die Stadt Lodz während des Krieges zerstört wurden, begünstigten die Überlieferung von Gettokommunikaten. Sie zeigen aber auch deutlich die Unabwägbarkeiten und glücklichen Zufälle, die es geben musste, damit es zur Überlieferung kam. Aus den genannten Gründen muss eine weitere Kategorie der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa den Nicht-Überlieferten-Texten gelten (zu denen die Getto-Chronik aufgrund der soeben beschriebenen Umstände gerade nicht gehört), die nicht versteckt werden konnten, sondern vernichtet wurden (sowohl von den nationalsozialistischen Besatzern, um eigene Verbrechen und Grausamkeiten zu verschleiern, als auch von den jüdischen Textproduzent:innen, die um ihr Leben fürchten mussten, hätte man ihre textuellen Zeugnisse entdeckt) oder die vielleicht sogar versteckt, aber nicht gefunden wurden, weil das Wissen um ihre Existenz oder ihr Versteck verloren ging oder aber die Möglichkeit, an die Versteckorte zurückzukehren, limitiert oder gänzlich versperrt war.

2.3 Nicht-Texte der Shoa: Nicht-Rezipierte-Texte

Die Grenzen des Sagbaren als zentraler Faktor der Nicht-Produzierten-Texte haben immer auch eine gesellschaftliche Dimension und betreffen ebenso die Rezeption von Shoakommunikaten, mussten doch viele Überlebende schmerzhaft erfahren, dass ihre verschriftlichen Erinnerungen nicht wahrgenommen wurden. Dergestalt ist das „unsagbare Leid [...] ein Leiden am gesellschaftlichen Desinteresse, ein Leiden an gesellschaftlichen Einschränkungen, Umdeutungen und Tabuisierungen, die das Vergegenwärtigen, Aussprechen und exakte Beschreiben dessen, was vorgefallen ist [...] behindern, einschränken oder [...] zum Unsagbaren machen“ (Boll 2003, 428). Das „geringe Interesse am Schicksal der NS-Opfer“ (Boll 2003, 17) führte dazu, dass sowohl die überlieferten Texte von Shoa-Opfern als auch die Erfahrungsberichte von Shoa-Überlebenden zwar produziert und überliefert wurden, aber dann einer dritten Kategorie der Nicht-Texte zuzusprechen sind, die zwar physisch potentiell anwesend sind, aber nur gering oder gar nicht rezipiert wurden. Dies führte zu den „besonders in populären Medien immer wieder vertretenen Topoi, dass sich die Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes unmittelbar nach Kriegsende nur sehr selten (literarisch) zu Wort gemeldet hätten“ (Feuchert 2015, 143). Dabei haben Überlebende unmittelbar nach dem Ende des ‚Dritten Reiches‘ versucht, schriftlich Zeugnis über ihre Erfahrungen abzulegen. Doch schon Ende der 1940er wurden ihre Zeugnisse kaum noch gedruckt oder abgelehnt, „aus (unterschiedlichen) politischen Gründen und nicht zuletzt, weil die Leser nach anderen Themen verlangten. Die meisten Publikationen von NS-Überlebenden sind im westlichen Nachkriegsdeutschland nicht wahrgenommen worden“ (Urban 2015, 26). Aus dieser verstörenden Ignoranz erwachsen weitere Rezeptionshürden, wurden doch in den nachfolgenden Jahrzehnten von jüdischen Überlebenden zwar weiterhin Erfahrungsberichte sowie Arbeiten publiziert, aber nur „in hebräischer oder jiddischer Sprache“ (Dieckmann/Quinkert 2009, 17), was in weitere Rezeptionsverengungen mündete. Auch die Getto-Chronik hatte einen dornigen Rezeptionsweg, der, erneut *pars pro toto*, Probleme und Herausforderungen dieser Kategorie andeuten soll:

Nachdem die Chronik versteckt, geborgen und gerettet war, gab es immer noch die Herausforderung der Publikation und somit der Sichtbarmachung. Zonabend entschied sich dafür, die Dokumente aus Polen herauszuschmuggeln. Diese Handlung „wurde Gegenstand einer heftigen Debatte, in deren Verlauf er von polnischer Seite heftig attackiert wurde“ (Feuchert 2007, 185). Erst in den 1960er Jahren sollte es zum ersten Versuch der Veröffentlichung durch die Wissenschaftler:innen Lucjan Dobroszycki und Danuta Dabrowska kommen. Nachdem 1965 die ersten beiden Bände publiziert wurden, wurde das Unternehmen 1968 „jedoch plötzlich und geradezu brutal abgebrochen. Die beiden letzten Bände – bereit gesetzt – wurden vernichtet, die Herausgeber finanziell abgefunden und die bereits publizierten ersten beiden Bände aus den Buchhandlungen entfernt“ (Feuchert 2007, 186). Die genauen Gründe für den Publikationsstopp sind bis heute unbekannt (vgl. aber Feuchert 2007, 186-187). Eine erste, wenn auch gekürzte und übersetzte Fassung der Chronik erschien dann erst 1984 „bei der Yale University Press [...] in englischer Spra-

che“ (Feuchert 2007, 187). In den 1990er Jahren kam es zu einer vollständigen hebräischen Ausgabe, aber es sollte bis 2007 dauern, bis das Desiderat einer „vollständigen Ausgabe der Chronik [...] in ihren Originalsprachen“ (Feuchert 2007, 189) überwunden wurde, mit der vierbändigen Ausgabe der Getto-Chronik, herausgegeben von Sascha Feuchert, Erwin Leibfried und Jörg Riecke. Es sind somit über sechzig Jahre vergangen, bis die Chronik in toto veröffentlicht und so zugänglich gemacht wurde – eindringlicher Beweis dafür, auch diese dritte Kategorie der Nicht-Texte der Shoa nicht zu unterschätzen: die Nicht-Rezipierten-Texte, die zwar geschrieben und überliefert wurden, aber aus den unterschiedlichsten emotionalen, ideologischen, gesellschaftlichen, kulturellen, politischen Gründen nicht oder nur gering wahrgenommen wurden.

3 Analysen der Nicht-Texte und des Nicht-Vertexten-Könnens im Getto Litzmannstadt

3.1 Nicht-Texte im Getto Litzmannstadt: Hinweise auf fehlende Texte

Nach diesem ersten, eher theoretisch-allgemeinem Schritt der Kategorisierung bzw. Typologisierung möglicher Nicht-Text-Typen der Shoa, soll es in diesem zweiten, empirisch-analytischen Schritt darum gehen, die Arten von Nicht-Texten in der Text(sorten)welt des Gettos Litzmannstadt genauer in den Blick zu nehmen. Ein erster Fokus liegt auf den aus den geschriebenen, überlieferten und rezipierten Texten ableitbaren Hinweisen auf fehlende Texte dieser Getto-Text(sorten)welt, deren Fehlen kritisch kommentiert wird, aber auch als Abgrenzung für das eigene textuelle Kommunizieren dient:

- (1) Dieser Umstand ergibt sich aus vielen Ursachen, deren Klärung jedoch nicht zu den Aufgaben der Chronik gehören (GC¹⁰ 1942 29.-30.04.1942, 135) [polnisch].
- (2) Diese Erörterungen gehören selbstverständlich noch nicht in den Rahmen der Tageschronik (GC 1942 13.-14.05.1942, 183) [polnisch].
- (3) Gäbe es eine Tagespresse, sie würde dieses Finanzgenie mitsamt seinem Hauptkassen-Hintergrund hinwegfegen (GC 1943 02.06.1943, 235).
- (4) Gäbe es im Getto eine Zeitung und in der Zeitung eine Gerichtssaalrubrik, dann wäre diese angefüllt mit dem Schlagwort „Diebstahlprozesse“. Da aber das Getto, nebst vielen anderen Dingen auch diesen literarischen Zeitvertreib entbehren muss, ist der Tageschronist auf mündliche Ueberlieferungen angewiesen und gegebenenfalls auf die Rapporte des O.D. und auf die kargen Protokolle des Gettogerichts (CG 1943 19.12.1943, 635).

10 Eine Siglenübersicht findet sich am Ende des Beitrages (siehe „Quellen“).

- (5) Dieses von der Welt abgeschlossene Getto, dem es nicht einmal erlaubt ist, eine im Reich erscheinende, unmittelbar hinter den Drähten greifbare Zeitung zu lesen [...] (GC 1944 07.06.1944, 349).
- (6) Absperrung von der Welt: Keine Post, keine Zeitung, kein Radio, kein Telefon, kein Grammophon. Getto geschaffen, ab 5 Uhr nachmittag den 5. September (TB R 06.09.1942, 150).
- (7) *Situation*. Seit vier Jahren – 9. März 1940 – leben wir ohne: Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Musik, Radio, Grammophon, Lied, Gesang, Sport, Briefwechsel, Landschaft, Luft, Wald, See, Schwimmen, Baden, Turnen, Spaziergang, Café, Restaurant, Geselligkeit. [...] Mit: Angst, Schreck, Alpdruck, Hunger, Not, Herzenpein, Kälte, Frost, Todesahnung, Massensterben [...] (TB R 29.03.1944, 281, Hervorhebung im Original).
- (8) Wie wird es hier sein? Ohne Presse – ohne Archive (ER S 29.05.1942, 62).

Geht man die Belege chronologisch und textkommunikatsspezifisch durch, zeigen sich schon in den polnischen Teilen der Getto-Chronik von 1942 Limitationen der gewählten Textgattung, die für bestimmte Themen oder Vertextungsmuster keine Möglichkeiten lässt, da diese *nicht zu den Aufgaben der Chronik gehören* würden (Beleg (1)). Dieser Umstand, der einerseits das Textsortenwissen der Chronisten indiziert und andererseits in nuce unter Beweis stellt, wie festlegend und u. U. sogar determinierend das Verhältnis zwischen Textgattung sowie sprachlichen Handlungen sein kann, wird als *selbstverständlich* (Beleg (2)) verstanden.¹¹ Er verweist zugleich auf eine Leerstelle innerhalb der Text(sorten)welt des Gettos: Offenbar existiert ein kommunikatives Bedürfnis des Ausdrucks und der Erfassung bestimmter Sachverhalte, das durch das produzentenseitige Verständnis der Textgattung Tageschronik nicht adäquat erfasst werden kann. Was dies für eine Leerstelle ist, wird durch die Belege (3) und (4) aus dem deutschsprachigen Teil der Chronik von 1943 deutlich: Es fehlen Zeitungen bzw. fehlt eine Form der Getto-Zeitung, in der die in den Belegen (1) und (2) angedeuteten Zusammenhänge verhandelt werden können.¹² Das Fehlen von Zeitungen wird textgattungsübergreifend als Lücke wahrgenommen – auch im Tagebuch Oskar Rosenfelds (Belege (6) und (7)) sowie in den essayistischen

11 Die Limitationen gewählter und/oder vorhandener Textgattungen innerhalb des Gettos werden auch anhand anderer Textgattungen sichtbar, so z. B. an der ebenfalls im Getto produzierten Getto-Enzyklopädie, deren textkommunikative Funktionalität etwa von Oskar Singer als gering eingeschätzt wurde, für den sie „insgesamt als Textsorte offenbar zu statisch, zu unjournalistisch war“ (Feuchert 2004, 371).

12 Diese Belege sind auch dahingehend interessant, wurde doch die Getto-Chronik lange Zeit von der Forschung texttypologisch als eine Form der Tageszeitung begriffen. Es zeigt sich aber, dass die Chronisten bewusst die Chronik nicht als Zeitung konzeptualisiert haben – sonst hätten sie den Mangel dieser Textgattung nicht explizit hervorgehoben (vgl. dazu auch Markewitz 2021, 128). Insofern beeinflussen sich abwesende Nicht-Texte und anwesende Texte bzw. Textgattungen innerhalb einer Text(sorten)welt auch auf texttypologischer Ebene.

Reportagen Oskar Singers (Beleg (8)). In der Chronik wird zudem das Fehlen als ein durch die deutschen Besatzer verschuldetes Verbot beschrieben (siehe Beleg (5)).

Zwischen den Belegen (3) bis (4) sowie (5) bis (8) ist allerdings genauer zu differenzieren: In allen wird auf Zeitungen als in der Text(sorten)welt des Gettos physisch abwesende Nicht-Texte Bezug genommen, aber in den Belegen (5) bis (8) auf vorhandene Zeitungen rekurriert, die den Gettobewohnern vorenthalten werden, während Belege (3) und (4) eine noch nicht bzw. aus der Rückschau nie realisierte Getto-Zeitung thematisieren. Dergestalt ist zu unterscheiden zwischen Hinweisen auf Nicht-Texte, die aufgrund der äußeren Umstände und Bedingungen des Diskursraums des Gettos in diesem nicht vorhanden sind und dann rezipiert werden können, weil z. B. Zeitungen von den nationalsozialistischen Besatzern aus informationspolitischen Gründen verboten wurden, und Hinweisen auf Nicht-Texte, die im Rahmen der Text(sorten)welt des Gettos noch nicht existierten bzw. nie existiert haben.

In beiden Fällen wird ein daraus erwachsender textkommunikativer Mangel benannt, der sich aber konstitutiv unterscheidet: Auf der einen Seite ein Mangel hinsichtlich Informationen über die außerhalb des Gettos liegende Welt, die über die verbotenen Zeitungen hätten eingeholt werden können, und auf der anderen Seite ein Mangel an textkommunikativen Möglichkeiten, die Entwicklungen und Gegebenheiten im Getto textgattungskonform sowie -spezifisch abbilden und so textkommunikativ bearbeiten zu können.

Anhand dieses Beispiels fehlender Textgattungen zeigt sich die Komplexität sowie Relevanz physisch abwesender Nicht-Texte für die Text(sorten)welt des Gettos, in der Textkommunikation als doppelt eingeschränkt wahrzunehmen ist; eingeschränkt hinsichtlich Informationen bezüglich der Getto-,Außenwelt‘, die aber für das Getto große Relevanz haben konnten (z. B. über den Verlauf des Krieges) und ebenso eingeschränkt hinsichtlich Möglichkeiten und Grenzen textgattungsbestimmter Erfassungen sowie Versprachlichungen gettobezogener Vorgänge, Handlungen, Zusammenhänge etc.

3.2 Nicht-Texte im Getto Litzmannstadt: Hinweise auf ohnmächtige Traditionsbezüge

Eine schon im letzten Analyseschritt angeklungene Herausforderung der textkommunizierenden Gettobewohner lag in der Frage, vermittels welcher Textgattungen das Getto sprachlich erfasst werden kann. Dabei ist nicht nur das Textsortenwissen der Textproduzierenden zu berücksichtigen, sondern ebenso ihr Texttraditionswissen. Daraus erwächst die Frage, welche textkommunikativen, vor allem literarischen, Traditionsbezüge sich finden lassen, die als funktional, aber eben auch dysfunktional erachtet wurden und welche Leerstellen sich ausmachen lassen. Dabei haben schon vorangegangene Forschungen zur Shoa sowie Extremkommunikation auf die Relevanz von Traditionsanschlüssen hingewiesen – z. B. wurden Folter und Gewalterfahrungen oft „in den Gedichten nicht nur klassischer Genres [...], sondern auch traditioneller Tropen“ (Pröbstl 2015, 128) versprachlicht. Und so zeigt sich auch für die Textkommunikation während sowie nach der Shoa, dass es der „literarische[n] Tradition“ (Siguan 2014, 73) bedarf; auch ist einer der zentralen

Schreibgründe für Shoa-Opfer wie -Überlebende selbst ein aus der jüdischen Talmud-Tradition erwachsendes Zeugnis von erlebtem Unrecht abzulegen (vgl. Radziszewska 2011, 245-246).

Die untersuchten Textkommunikate zeigen schnell das Spannungsverhältnis zwischen antizipierten Traditionszusammenhängen, um der Gettorealität sprachlich versuchsweise Herr werden zu können, und den Grenzen dieser Zusammenhänge, die sozusagen ohnmächtig nicht mehr verwendet werden können, sei es als Referenz oder als (Kontrast-)Folie:¹³

- (9) Ein Zug von Sträflingen aus Czarnieckiego geführt von jüdischer Polizei zur Kripo, jämmerlich anzuschauen, so wie in Romanen von Dostojewskij nach Sibirien (GC 1943 21.05.1943, 210).
- (10) Hätte ein Dichter diese Szenen in einem indischen oder chinesischen Hunger-Roman geschrieben, man würde sie nicht glauben, aber das Getto kann mit Indien und China leicht konkurrieren (GC 1944 02.02.1944, 100).
- (11) Man soll für immer die Figuren zeichnen, die in den Tagen der 5 Transporte in den Strassen des Gettos, auf dem Weg ins Zentralgefängnis, zu sehen waren: mit den Bündeln auf den gekrümmten Rücken, den Koffern und den Handtaschen auf den schwachen Schultern, Kinder und Greise verschwitzt danebentrottend [...] Figuren, wie sie Dostojewskij und andere russische Schriftsteller geschildert haben (GC 1944 03.07.1944, 403).
- (12) Dostojewskis Figuren besitzen noch einen Schimmer religiöse Verzückung. Hier auch das erstorben (TB R 09.02.1944, 266).
- (13) Man muß großer Schriftsteller sein, um dies schildern zu können. Einmalig in der Geschichte des Romans. Dostojewski erzählte Zustände. Hier Dynamik hervorgerufen durch andere Umstände. Es fehlt die Freiheit des eigenen Entschlusses, darum mit dem Mittel der Epik in der gewohnten Art nicht darstellbar. Wir sind genötigt eine neue Form zu finden (TB R 12.02.1944, 269).
- (14) *Hunger – Elend*. 14jähriger Knabe läßt Mutter 11 Tage in Stube liegen, um innerhalb dieser Zeit ihre Nahrungsmittelration beziehen zu können [...] Das wäre ein Stück Welt für Dostojewskij (TB R 03.03.1944, 276, Hervorhebung im Original).

¹³ Dieses Verhältnis ist ein zutiefst individuelles und in seiner Unterschiedlichkeit auch im Vergleich der beiden Textproduzenten Singer sowie Rosenfeld erkennbar: Während ersterer davon ausging, dass eine textkommunikative als literarische Erfassung des Gettos erst nach dem Ende der Gettoisierung und in einem weiteren Schritt der Shoa stattfinden kann, versuchte letzterer schon während seiner Zeit im Getto literarische Studien zu diesem anzufertigen (vgl. dazu Feuchert 2004, 374).

- (15) Es gibt wirklich ein Grauen, das sich der formenden Hand des Dichters widersetzt. Ich weiss nicht, ob unter den Lebenden hier ein Dichter ist, der diese Aufgabe meistern wird und wenn, ob er ein Überlebender sein wird (ER S 27.07.1942, 81).
- (16) Er fand hygienische Verhältnisse vor, die seiner kühnsten Phantasie spotteten, Massenquartiere, die ein Dante oder Viktor Hugo niemals hätte erdichten können. Kurzum, er sah zum erstenmal in seinem Leben eine entsetzliche Karikatur des Ostens (ER S 16.06.1942, 188).
- (17) Und selbst wenn ich Homer, Shakespeare, Goethe und Dante ihre Musen stehlen würde: wäre ich denn fähig zu beschreiben, wie wir leiden, was wir empfinden, erfahren im Leben? Ist es denn überhaupt menschenmöglich? (TB LV 17.06.1944, 44-45) [jiddisch].
- (18) Und der größte unter den Dichtern wäre zu arm an Worten, um das, was wir ertragen und gegenwärtig hinter uns lassen, auch nur andeuten, auch nur darauf anspielen zu können (TB LV 29.07.1944, 94) [englisch].

Anhand der exemplarischen, aber für die jeweiligen Textgattungen relativ typischen Belege zeigt sich zweierlei: Auf der einen Seite werden mögliche literarische Traditionsbezüge angedeutet bzw. explizit gemacht, wobei neben allgemeinen Hinweisen auf literarische Größen wie Homer, Shakespeare oder Goethe (Beleg (17)) vor allem Autoren genannt werden, die schon andere Formen von Elend, Gewalt, menschlicher Verrohung und Extremsituationen beschrieben haben, wie Dostojewski, der mit gutem Recht als literarisch zentrale Bezugsgröße des Gettos bezeichnet werden kann, (Belege (9), (11), (12), (13) und (14)), sowie Victor Hugo und Dante (beide in Beleg (16)). Zumeist anhand von Parallelsierungen werden die Bezüge zu den schriftstellerischen Werken dieser Autoren explizit gemacht, wenn etwa darauf verwiesen wird, dass Situationen *ein Stück Welt für Dostojewski wären* (Beleg (14)) oder Aussehen wie Verhalten von Sträflingen den Beschreibungen *in Romanen von Dostojewskij* (Beleg (9)) ähneln. Auf der anderen Seite werden aber ebenso Grenzen dieser Bezüge aufgezeigt. Insbesondere Rosenfeld hebt sowohl die Möglichkeiten als auch Limitationen der Bezüge zu Dostojewski hervor, verweist etwa darauf, dass der *Schimmer religiöser Verzückung* bei Dostojewskis Figuren unter den Bedingungen des Gettos zur Unmöglichkeit für die literarische Konzeptualisierung der Gettobewohner wird – *Hier ist auch das erstorben* –, und kommt zu dem Schluss, dass, u. a. aufgrund der fehlenden *Freiheit des eigenen Entschlusses*, der Dostojewskis Figuren auszeichnet, die Gettobewohner als Literaten dazu *genötigt sind, eine neue schriftstellerische Form zu finden*. Die Frage der Anpassung literarischer Traditionsbezüge wird auch an anderer Stelle als Extremherausforderung wahrgenommen und darüber nachgedacht, unter welchen Bedingungen Gettoerfahrungen literarisch überhaupt versprachlicht werden können. Dabei zeigt sich vielfach ein fatalistischer Zug, dass sich das *Grauen* des Gettos der *formenden Hand des Dichters widersetzt* (Beleg (15)) und es nahezu unmöglich ist, *zu beschreiben, wie wir leiden, was wir empfinden, erfahren im Leben* (Beleg (17)).

Für die Frage der Nicht-Texte der Text(sorten)welt des Gettos Litzmannstadt zeigen die ohnmächtigen Traditionsbezüge vor allem die Hürden der (literarischen) Versprachlichung der Extremerfahrungen des Gettolebens. Deutlich wird, dass die Textproduzent:innen in einem literarischen Austausch mit anderen Autoren standen und versuchten, deren Beschreibungen auf die eigenen Erfahrungen zu beziehen. Gleichzeitig zeigen sich die Grenzen eines solchen Vorgehens, die in eine generelle Skepsis gegenüber Fragen der sprachlichen Erfassung des Gettos münden. Die literarischen Bezugstexte werden so selbst zu Nicht-Texten in zweierlei Hinsicht: Auf der einen Seite in einem ganz konkret physischen Sinne, da sie zwar aus dem Gedächtnis aufgerufen und herangezogen werden können, aber nicht selbst im Getto gelesen werden konnten. Eine Durchsicht aller literarischer Bezüge im Tagebuch Rosenfelds kann dies leicht überprüfbar machen: Zwar verweist Rosenfeld verschiedenfach auf Dostojewski (siehe die Belege (12) bis (14)), doch findet sich an keiner Stelle seiner zahlreichen Hinweise auf die im Getto gelesene Literatur¹⁴ ein Verweis, dass er Dostojewski im Getto hat lesen können. Auf der anderen Seite erweisen sich die Bezugstexte auch dahingehend als Nicht-Texte, da sie zwar als zunächst scheinbar sinnstiftendes, tradiertes literarisches Bezugssystem aufrufbar, aber nicht umsetzbar, nicht beziehungsfähig sind. Das Scheitern, sie zu adäquaten Vergleichsfolien für die Beschreibung der Gettoumstände zu machen, lässt sie trotz entsprechender Rekurse zu Nicht-Texten werden, die ohnmächtig, hilf- und sprachlos vor dem Grauen der Shoa erscheinen. Einer daraus erwachsenden, Sprachlosigkeit begünstigenden Skepsis soll im letzten Analyseteilschritt nachgegangen werden, der methodisch an Kapitel 2.1 anschließt und sich nun spezifisch mit den Nicht-Produzierten-Texten des Gettos Litzmannstadt befasst.

3.3 Nicht-Texte im Getto Litzmannstadt: Hinweise auf ohnmächtige Sprache

Wenn schon *der Größte unter den Dichtern* nicht oder kaum in der Lage ist, *auch nur anzudeuten*, was die Gettobewohner *ertrugen* (Beleg (18)), zu was für einer Herausforderung wurde das Schreiben über das Gettoleben und -sterben (vgl. dazu auch Markewitz 2021) für diese selbst? Textkommunikativ aufgerufen ist erneut die Grenze sprachlicher Möglichkeiten. Prägend für das Schreiben im Getto waren beständige „Bedenken, ob man das, was gerade geschieht, in Worte fassen kann“ (Radziszewska 2011, 149). Das Unbehagen der „Ohnmacht des Wortes vor der entsetzlichen Wirklichkeit“ (Siguan 2014, 10) führte nicht nur zu einem Sprach- bzw. Textkommunikationsverlust, sondern ebenso

¹⁴ Vgl. lediglich exemplarisch: „Im Vorzimmer Licht, lese ich dort Spinoza „Theologisch-politischer Traktat“, hell und klar wie Natur, aber seit paar Tagen wieder Schreck“ (TB R 20.10.1942, 167), „Lektüre im Getto. Dichtung und Wahrheit, Heine, Gespräche mit Eckermann, Tasso, Shakespeare“ (TB R 04.04.1943, 263, Hervorhebung im Original), „Goethe. Juden. „Die Deutschen gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es lauter Individuen sind“ (TB R 22.01.1944, 263, Hervorhebung im Original), „Lese Schiller, Prosa, bin hingerissen von diesem blendenden Erzähler“ (TB R 15.10.1942, 165) sowie „Don Quixote de La Mancha ... ergötzt mich wieder, seit 37 Jahren nicht gelesen“ (TB R 14.04.1944, 282).

zu einem Verlust an Denkmustern (vgl. Siguan 2014, 206) und Identität (vgl. Yowa 2014, 115). Dahingehend, darauf verweist auch das berühmte Verdikt Adornos, „geht es bei der Shoah um ein sich sinnstiftender Narration entziehendes Geschehen“ (Yowa 2014, 117).¹⁵ Die gefühlte Ohnmacht der Sprache wird, auch in den Textkommunikaten des Gettos Litzmannstadt, mit Bezug auf Unsagbarkeitstopoi gefasst. Diese sind aber zu unterscheiden in Unsagbarkeit als einem tatsächlich Nicht-Sagen/-Sprechen/-Schreiben-Können und Unsagbarkeit als produktiv aufrufbare rhetorische Ressource¹⁶ mit langer Tradition (vgl. Siguan 2014, 44), die bis in die Antike reicht (und dort eine inszenierte Unfähigkeit zum Ausdruck bringen soll, einem Stoff nicht gerecht werden zu können; vgl. dazu Gülich 2005, 225):

- (19) Die Szenen vor dem Zentralgefängnisse und vor den Revieren sind kaum zu beschreiben (GC 1943 30.03.1943, 125).
- (20) Was sich hier an geheimen Abmachungen, Schiebungen und Ungerechtigkeiten abspielt, lässt sich schwer in diesem Rahmen beschreiben (GC 1944 30.04.1944, 279).
- (21) Ein Bild des Elends und des Jammers, das zu beschreiben hier nicht möglich ist (GC 1944 25.06.1944, 388).
- (22) Der Geruch lässt sich nicht beschreiben (TB R 17.02.1942, 54).
- (23) Niemand außerhalb des Gettos kann sich von der Stimmung solch eines Tages eine Vorstellung machen (TBR 28.-29.06.1944, 292).
- (24) Die Panik ist unbeschreiblich (ER S 29.04.1942, 33).
- (25) Unmöglich, in diesem Rahmen ein lebendiges Bild zu zeichnen. Hier müssten Farben aus der Feder fließen und Lieder statt karger Worte (ER S September 1943, 215).

15 Dem ist, sowohl von Überlebenden der Shoa als auch Shoa-Forscher:innen, so vielfach wie vielfältig widersprochen worden, gerade auch mit Bezug auf die Problematik der Annahme der Nichtfassbarkeit sowie Unsagbarkeit. Vgl. lediglich exemplarisch „Unsagbarkeit erweist sich in diesem Kontext als nicht vertretbar. Die Etablierung einer Philosophie des Unsagbaren, Undarstellbaren läuft Gefahr, an den zahlreichen Reden und Erinnerungstexten der Überlebenden vorbeizusehen und sie somit wieder auf die Stummheit zu reduzieren, auf das Nicht-Gehört-Werden“ (Siguan 2014, 45-46).

16 Vgl. dazu „Wenn der Sprecher also Unbeschreibbarkeit geltend macht, bezieht er sich auf diese Spannung oder diese Doppelexistenz. In diesem Sinne nutzt er Unbeschreibbarkeit als Formulierungsressource: Indem er sagt, er könne seine Wahrnehmungen und Empfindungen eigentlich gar nicht beschreiben, weist er zum einen auf die damit verbundenen Formulierungsprobleme hin, zum anderen aber auch auf die Unvermittelbarkeit dieser Erfahrungen. Er trägt damit in gewisser Weise der Perspektive des Gesprächspartners Rechnung, der diese andere Sinnprovinz nicht betreten kann. Die Distanz, die er in dem Moment zu seiner Aura, seiner Vision, seinem Traum einzunehmen in der Lage ist, ermöglicht ihm, das eigentlich Unbeschreibbare doch zu beschreiben und dem Gesprächspartner eben doch – zumindest Bruchstücke davon – zu vermitteln“ (Gülich 2005, 239-240).

- (26) [...] unser Leiden ist unvorstellbar, unbeschreiblich; zu beschreiben, was wir durchmachen, wäre vergleichbar mit der Aufgabe, das Meer auszutrinken oder das Universum zu umarmen (TB LV 31.05.1944, 38) [englisch].
- (27) Für jemanden, der nicht mit uns zusammen war, wäre es nicht möglich, sich vorzustellen, was wir durchgemacht haben, zu arm ist die menschliche Sprache, um nur den Mangel an Worten zu beschreiben, die nötig wären, unsere Leiden teilweise, annähernd zu schildern (TB LV 29.07.1944, 95) [polnisch].
- (28) Die Wörter brechen auseinander [...] (TB L 12.02.1044, 130) [polnisch].
- (29) Kaum zu beschreiben sind die Szenen, die sich im Ghetto abspielen (TB P 16.09.1942, 36) [polnisch].
- (30) Kein Wort, keine Kraft, kein Ausdruck vermag es im geringsten, die Stimmung wiederzugeben, die Klagen und die Panik, die das Getto seit Tagesanbruch beherrschen (TB Z September 1942, 22) [polnisch].

Einteilbar sind die angeführten Belege in die oben angeführten zwei Kategorien: Auf der einen Seite diejenigen, in denen die Grenzen des Sagbaren zwar erreicht, aber noch nicht überschritten werden. Dergestalt kann etwas *kaum* (Belege (19) und (29)) oder *schwer* (Beleg (20)) beschrieben werden. Die Textproduzent:innen werfen sich gegen sprachliche bzw. kommunikative Grenzen. Dies ist bis zu einem gewissen Grad textgattungsabhängig, stammen doch viele Belege dieser Kategorie aus der Getto-Chronik, die aufgrund ihrer textuellen Eigenlogik versucht, „Möglichkeiten zu finden, die Sprachlosigkeit und den sprachlichen Weltverlust nicht nur zu überwinden [...], sondern auch eigene Vertextungen einer sprachlich konstruierten Getto-Textwelt entgegenzusetzen“ (Markewitz 2020, 402). Auf der anderen Seite, und diese Belege sind eindeutig in der Überzahl, kommt es zu Hinweisen auf eine nicht mehr zu überwindende Unmöglichkeit der sprachlichen Fassbarkeit der Gettoerlichkeit. So sind Beschreibungen *nicht möglich* (Belege (21) und (27)) bzw. *unmöglich* (Beleg (25)), Erlebnisse *nicht* beschreibbar (Beleg (22) bzw. *unbeschreiblich* (Beleg (24) sowie *unvorstellbar* (Belege (26) und (27)). Die Rekurse auf diese Nicht-Fassbarkeit sind vielfach metaphorisch aufgeladen, die Textproduzent:innen sprechen davon, dass ihnen *die Wörter auseinanderbrechen* (Beleg (28)) oder die Herausforderung der Erfassung ihrer Erlebnisse der *Aufgabe* gleichkommen würde, *das Meer auszutrinken oder das Universum zu umarmen* (Beleg (26)).

An diesen Stellen werden innertextuelle Leerstellen indiziert, Nicht-Texte innerhalb der Texte selbst, die durch Rekurse auf Unbeschreibbares, wenn nicht zugänglich, dann doch zumindest erahnbar gemacht werden. Statt einer Beschreibung z. B. des Geruchs (Beleg (22)), der Panik (Beleg (24)) oder des Leids (Beleg (25)) im Getto bricht der Text vor der Versprachlichung ab und verweist durch diesen Abbruch auf eine nicht realisierbare, aber hypothetisch denkbare (erneut in dem Sinne, dass auch *nicht* nur als Entität denkbar ist) Weiterführung. Anders als im eingangs erwähnten Beispiel der schwarzen Seite in „Tristram

Shandy“ verliert sich an diesen Stellen aber die Funktion des rhetorischen Stilmittels, obgleich sich einige der Beschreibungen unbestreitbar rhetorisch auswerten lassen (zu Fragen der Stilhaftigkeit von Shoa-Texten siehe auch Markewitz 2023, 188). Stattdessen offenbart sich eine existentielle kommunikative Verlassenheit.

Zugleich erweisen sich auch diese Stellen als sinnstiftend und laden sich in Beziehung zum realisierten Text mit diesem semantisch auf: Eben dieses Fehlen der Textteile bzw. Nicht-Textteile, die sich als unbeschreiblich bzw. nicht beschreibbar erweisen, lädt die Andeutungen bzw. Hinweise auf das, was nicht ausgedrückt werden kann, auf und indiziert den existentiellen Gehalt dessen, was nur angedeutet werden kann. Bis zu einem gewissen Grad und aus einer bestimmten Perspektive kann gerade durch das Markieren von Unsagbarkeit, ebenso wie durch das Indizieren der (möglichen) Inhalte der Nicht-Textteile, Unsagbarkeit transzendiert bzw. nachträglich Rezipierenden die physisch-psychisch existentielle Belastung bestimmter Getto-Erfahrungen zumindest erahnbar gemacht werden, so dass die Textproduzent:innen selbst im textproduktions-situativen Eingeständnis sprachlicher Unbeschreibbarkeit bestimmter Getto-Erfahrungen ihren Versuchen gerecht werden, Zeugnis von ihrem Leben an den Extremrändern menschlicher Existenz abzulegen.

4 Schlussbemerkungen und Ausblick

Texttypologische Forschungen zur Text(sorten)welt der Shoa existieren bis heute „allenfalls in Ansätzen“ (Markewitz 2020, 377). Zwar finden sich zentrale Arbeiten zu einzelnen Textsorten und -gattungen, übergeordnete Perspektiven, die das Zusammenspiel verschiedener Textgattungen innerhalb eines z. B. Diskursraums in den Blick nehmen, finden sich so aber gut wie gar nicht. Ein Grund dafür liegt in der Heterogenität und Spezifität der einzelnen KZs und Gettos, da die unterschiedlichen Kommunikationsbedingungen die Ausprägungen, Ausdifferenzierungen und Weiterentwicklungen der verschiedenen Textgattungen beeinflussten

Gleichzeitig und eingedenk der existentiellen Extremsituation des Lebens und damit auch Textkommunizierens während der Shoa ist nicht nur die Frage nach den Arten, Formen und Funktionen der produzierten Texte relevant, sondern ebenso die nach den Nicht-Texten. Sowohl theoretisch-allgemein als auch anhand eines spezifischen Korpus einer spezifischen Text(sorten)welt eines spezifischen Diskursraums stellt der vorliegende Beitrag einen ersten Versuch der texttypologischen Erfassung der Nicht-Texte (als Teil der Textsortenwelt) der Shoa dar.

Ein erster Schritt zielte auf einen möglichen Kategorisierungsvorschlag der Nicht-Texte der Shoa ab, in dem diese, unabhängig von spezifischen Diskursräumen, in Nicht-Produzierte-, Nicht-Überlieferte- und Nicht-Rezipierte-Texte unterschieden wurden. Ausgehend von einem daraus erwachsenden Verständnis der möglichen Ausdifferenziertheit der vornehmlich physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa lag ein zweiter Analysefokus auf einer spezifischen Textsortenwelt eines spezifischen Diskursraums –

dem Getto Litzmannstadt und den ausgewerteten Textgattungen der Getto-Chronik, der essayistischen Reportagen und der Tagebücher (von fünf Textproduzent:innen). Unterschieden wurde zwischen Fehlenden Texten der Getto-Text(sorten)welt, deren Fehlen für die Textproduzent:innen bemerkbar war und auf den diese hinwiesen, Fehlenden bzw. Ohnmächtigen Traditionsanschlüssen in dem Sinne, dass zwar (vor allem literarische) Texte als Vergleichsfolie für Erlebnisse im Getto aufgerufen, aber gleichzeitig als inadäquat erachtet wurden, so dass sie als eine besondere Art der Nicht-Texte verstanden werden können, deren tradierte Sinnangebote vor dem Grauen der Shoa dysfunktional erscheinen und schließlich Fehlende Texte in den Texten der Text(sorten)welt, deren Fehlen durch Rekurse auf sprachliche Grenzen und Unsagbarkeiten markiert wurde, die aber als textuelle Leerstellen dennoch sinnstiftende Funktion, z. B. im Sinne des Andeutens, erfüllen können.

Dabei sind die Reflexionen und Analysen dieses Beitrages dezidiert als erste Schritte zu verstehen, die durch Untersuchungen weiterer sowie anderer Korpora zu ergänzen, erweitern, ausdifferenzieren und ggf. zu korrigieren sind, erneut aber die Relevanz der – auch textlinguistischen – Auseinandersetzung mit diesen Extremkommunikaten menschlicher Existenz unter Beweis stellen.

Quellen

- Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg., 2007) *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*. Göttingen: Wallstein [GC].
- Lipszyc, Rywka (2015) *Das Tagebuch der Rywka Lipszyc*. Berlin: Suhrkamp [TB L].
- Poznanski, Jakub (2011) *Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt*. Berlin: Metropol [TB P].
- Rosenfeld, Oskar (1994) *Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Getto Lotz*. Frankfurt/M.: Neue Kritik [TB R].
- Singer, Oskar (2002) „*Im Eilschritt durch den Gettoalltag*“. *Reportagen und Essays aus dem Getto Lodz*. Berlin: Philo [ER S].
- Unbekannt (1997) „*Les Vrais Riches*“. *Notizen am Rand. Ein Tagebuch aus dem Ghetto Lodz. Ein Tagebuch aus dem Ghetto Łódź (Mai bis August 1944)*. Leipzig: Reclam [TB LV].
- Zelkowicz, Jozef (2015) *In diesen alpträumerischen Tagen. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Getto Lodz/Litzmannstadt, September 1942*. Göttingen: Wallstein [TB Z].

Literatur

- Améry, Jean (1977) [1966] *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Berghaus, Margot (2011) *Lubmann leicht gemacht. Eine Einführung in die Systemtheorie*. Köln: UTB.
- Bethke, Svenja (2015) *Tanz auf Messers Schneide. Kriminalität und Recht in den Ghettos Warschau, Litzmannstadt und Wilna*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Boll, Friedhelm (2003) *Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen*. Bonn: Dietz.
- Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (2009) Einleitung. In: Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (Hrsg.) *Im Ghetto 1939-1945. Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld*. Göttingen: Wallstein, 9-29.
- Feuchert, Sascha (2004) *Oskar Rosenfeld und Oskar Singer. Zwei Autoren des Lodzer Ghettos*. Frankfurt/M: Peter Lang.
- Feuchert, Sascha (2007): „Die Getto-Chronik: Entstehung und Überlieferung. Eine Projektskizze“. In: Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.) *Die Chronik des Ghettos Lodz/Litzmannstadt*. Band 5. Supplemente und Anhang. Göttingen: Wallstein, 167-190.
- Feuchert, Sascha (2015) Fundstücke. Darstellungskonventionen früher Texte deutschsprachiger Holocaust- und Lagerliteratur. In: Knellessen, Dagi/Possekkel, Ralf (Hrsg.) *Zeugnisformen. Berichte, künstlerische Werke und Erzählungen von NS-Verfolgten*. Berlin: EVZ, 143-155.
- Fix, Ulla (2013) *Sprache in der Literatur und im Alltag. Ausgewählte Aufsätze*. Berlin: Frank & Timme.
- Gülich, Elisabeth (2005) Unbeschreiblichkeit: Rhetorischer Topos – Gattungsmerkmal – Formulierungsressource. In: *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6, 222-244.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017) *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuanatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Hilberg, Raul (2009) *Die Quellen des Holocausts. Entschlüsseln und Interpretieren*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Leonhard, Claudia (2011) *Das Unaussprechliche in Worte fassen. Eine vergleichende Analyse schriftlicher und mündlicher Selbstzeugnisse von weiblichen Überlebenden des Holocaust*. Kassel: Kassel University Press.
- Löw, Andrea (2007) Das Getto Litzmannstadt – eine historische Einführung. In: Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.) *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*. Band 5. Supplemente und Anhang. Göttingen: Wallstein, 145-165.
- Luhmann, Niklas (1984) *Soziale Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2001) *Aufsätze und Reden*. Stuttgart: Reclam.
- Markewitz, Friedrich (2020) Texthermeneutische Zugänge und Reflexionen zum Diskursraum des Gettos Litzmannstadt anhand der komplexen Großtextsorte Getto-Tageschronik. In: *Sprachwissenschaft* 45/4, 377-406.
- Markewitz, Friedrich (2021) ‚Aber das Getto ist grausam, es hält seine Opfer fest in seinen faulenden Zähnen‘. Zum sprachlichen Umgang mit der drohenden Vernichtung im Diskursraum des Gettos Litzmannstadt. In: Braun, Christian (Hrsg.) *Sprache des Sterbens – Sprache des Todes. Linguistische und interdisziplinäre Perspektivierungen eines zentralen Aspekts menschlichen Daseins*. Berlin/Boston: de Gruyter, 121-140.
- Markewitz, Friedrich (2022) ‚Protest‘ von Rechts? Strategien neurechter bzw. rechtspopulistischer Akteure zur Aneignung diskursiver Positionen des Widerstands im sogenannten ‚Dritten Reich‘. In: Dang-Anh, Mark/Meer, Dorothee/Wyss, Eva Lia (Hrsg.) *Protest, protestieren, Protestkommunizieren*. Berlin/Boston: de Gruyter, 117-146.
- Markewitz, Friedrich (2023) *Gegen das Verstummen. Texthermeneutische Reflexionen zu Ironie in der Textsortenwelt des Gettos Litzmannstadt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 09.04.2024].
- Pröbstl, Tanja (2015) *Zerstörte Sprache – gebrochenes Schweigen. Über die (Un-)Möglichkeit, von Folter zu erzählen*. Bielefeld: Transcript.
- Radziszewska, Krystyna (2011) ‚Flaschenpost‘ aus der Hölle. *Texte aus dem Lodzer Getto*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Riecke, Jörg (2006) Schreiben im Getto. Annäherung an den Sprachgebrauch der Opfer des Nationalsozialismus. In: *Sprache und Literatur* 97/2006, 82-96.

- Riecke, Jörg (2007) Zur Sprache der Chronik. In: Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.) *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*. Band 5. Supplemente und Anhang. Göttingen: Wallstein, 191-203.
- Riecke, Jörg (2010) Grammaticale Variation in der Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt. In: Ziegler, Arne (Hrsg.) *Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*. Berlin/New York: de Gruyter, 1027-1040.
- Rothenhöfer, Andreas (2015) Gefühle zwischen Grammatik, Pragmatik und Idiomatik. In: Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hrsg.) *Diskurs – Interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven*. Berlin/Boston: de Gruyter, 245-280.
- Siguan, Marisa (2014) *Schreiben an den Grenzen der Sprache*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Trunk, Isaiah (2006) [1962] *Łódź Ghetto. A History*. Bloomington: Combined Academic Publishing.
- Urban, Susanne (2015) Zeugnis ablegen. Narrative zwischen Bericht, Dokumentation und künstlerischer Gestaltung. In: Knellessen, Dagi/Possekkel, Ralf (Hrsg.) *Zeugnisformen. Berichte, künstlerische Werke und Erzählungen von NS-Verfolgten*. Berlin: EVZ, 22-42.
- Yowa, Serge (2014) *Eine Poetik des Widerstands. Exil, Sprache und Identitätsproblematik bei Fred Wander und Ruth Klüger. Beiträge zur neuern kulturwissenschaftlichen und fachübergreifenden Shoa-Autobiographieforschung*. Würzburg: Königshausen & Neumann.